

**Liebe Absolvent*innen, liebe Angehörige,
Freund*innen, Dozierende, Professor*innen und alle
Zuhörende**

Viele Jahre des Studierens, Lernens und Arbeitens liegen hinter uns und haben uns zu diesem Tag, unserem Abschluss des Masters of Education an der Carl von Ossietzky Universität gebracht. Doch was bedeutet eigentlich „studieren“?

Das lateinische Wort „studere“ bedeutet „nach etwas streben“, „sich um etwas bemühen“: Und das haben wir alle zweifellos geschafft! Wir haben nicht nur nach weiterer Bildung gestrebt und uns um das Behalten der Seminar- und Vorlesungsinhalte - zumindest bis nach der Prüfung- bemüht.

Sondern wir haben uns neuen Herausforderungen gestellt, Ängste überwindern, neue Freunde gefunden und andere innerdeutsche und internationale Kulturen und Gewohnheiten kennen und auch lieben gelernt.

Wir haben gelernt selbstständig zu leben, zu denken und zu hinterfragen – zu diskutieren mit Dozierenden und Studierenden. Dabei aber auch andere Meinungen zu akzeptieren und immer über den eigenen Tellerrand hinauszuschauen.

Über die Studienzeit haben uns verschiedene pädagogische Weisheiten begleitet wie z.B.: **„Jedes menschliche Verhalten ist ein subjektiv problemlösendes“** (Wittrock, 1993/2006)

Das können wir nach dem Studium definitiv bestätigen.

Es fing alles sehr holprig und unübersichtlich an.

Das erste Problem nach der Immatrikulation bestand darin, einen passenden Wohnort zu finden. Wobei sich die Frage gestellt werden musste: WG oder Einzimmerwohnung? Und welche Kompromisse bringt das WG-Leben mit sich?

War der Schlafplatz gesichert, wartete schon die nächste Herausforderung namens StudIP und das eigenmächtige Erstellen des Stundenplans auf uns. Am Anfang ein Buch mit 7 Siegeln, welches mit der Zeit aber ihren Schrecken verlor.

Die Frage, den Plan an spezifischen inhaltlichen Vorlieben oder doch lieber an die Uhrzeit und das Finden möglichst vieler freier Tage anzupassen, musste dabei jedes Semester neu geklärt werden.



Fragen über Fragen ... und keine Person weit und breit, die Antworten auf diese Fragen fand.

Die Fragen zum Semesterstart blieben jedoch all die Jahre gleich: Was soll ich wählen? Wo soll ich sein? Und wo zum Teufel ist der Seminarraum?

Mit ein bisschen Glück landete man im richtigen Raum und falls nicht, konnte man sich ja auch mal in anderen Bereichen bilden?!

Oldenburg ist für seine regnerischen Tage sehr bekannt, doch wenn man von ihnen wieder einmal ganz plötzlich und unerwartet überrascht wurde, stand man vor dem nächsten Problem:

Wie schaffe ich es, in der Uni zu sitzen, ohne Pfützen zu hinterlassen?

Das subjektiv problemlösende Verhalten war da meist:

Regenhose an und durch - oder auch ab zurück ins Bett.

Doch auch hier sind längst nicht alle Probleme genannt.

Ein weiteres war der leere Kühlschrank und der grummelnde Magen in den Vorlesungen, - da half nur noch ein Besuch in der Mensa oder der Cafeteria.

Hier wurde man mit Köstlichkeiten verwöhnt und immer nett bedient.

Kommen wir zu den zentralen Herausforderungen des Studiums:

Klausuren, mündliche Prüfungen, Hausarbeiten, Seminargestaltungen und das Einhalten der Zitierregeln und des Wissenschaftlichen Arbeitens.

Wann. Und. Vor allem. Wie. Soll. Ich. Das. Alles. Schaffen ?!

Zum Glück standen die Türen der Bibliothek meist offen, so dass dort der Wissensdurst gestillt werden konnte.


Auch die Gruppenräume wurden gerne genutzt, um sich gemeinsam mit den Leidensgenoss*innen den Kopf zu zerbrechen.

Und die ein- oder andere Kaffeepause zu machen.

Die überstandene Prüfungsleistung wurde dann mit einem Abend in der Kneipe belohnt.

Denn schon unser Präsident Prof. Dr. Pieper sagte:

„Wer hart arbeitet, kann umso härter feiern.“ Eine weitere Erkenntnis war die Feststellung, dass es zwei Standorte gibt. Insbesondere Nicht-Naturwissenschaftler*innen waren von dieser Erkenntnis schockiert und stellten sich die Frage: Wo ist denn dieses Wechloy?



Ach, der Campus Wechloy. Welch magischer Ort. Einen strammen Fußmarsch entfernt, barg er Überraschungen und Wunder und jedes Seminar, das wir dort verbringen durften, glich einer Reise ins Wunderland – zumindest für uns Nicht-Naturwissenschaftler*Innen, die einmal alle Jubeljahre dahinstiefeln durften, um Freitagnachmittag ein Seminar für PB Achtunddröfzig zu besuchen.

Die anfängliche Vorfreude über das Mysteriöse und Neue verlief allerdings schnell beim Anblick der kafkaesken Bauart, die uns in der Vorbereitung auf diese Rede eher an die magischen Treppen von Hogwarts erinnert hat als an eine nachvollziehbare Innenarchitektur.


Zu oft ist man irgendwo durch eine Tür verschwunden, nur um nach Ende des Seminars auf einem völlig anderen Flur zu stehen, obwohl man hätte schwören können, doch den exakt gleichen Weg zurückgelaufen zu sein.

Der eine oder die andere soll sogar im Laufe des Studiums dazu übergegangen sein, bei jedem Gang durch den Flur die Nische mit den Gruppentischen an der Seite im Geiste zu nummerieren, um irgendeinen Ankerpunkt zu haben, weil die innere Kompassnadel rotierte wie ein Elektromotor.

Aber nun, die Anwesenden haben den Weg ja anscheinend gefunden und falls noch jemand etwaige Sitznachbar*innen vermisst: Eventuell ist der Campus Wechloy ein guter Ort, um mit der Suche zu beginnen 😊

Als Ausgleich dafür konnte man sich – am liebsten an einem schwülwarmen Freitag – in der Kantine mit einer Auswahl an frittierten Erdäpfeln belohnen, die ihresgleichen sucht.

#fryingForFuture



Belohnen klingt an sich ganz gut, doch das größte Problem kommt ja jetzt erst noch.

Wie genau schaffen wir es gute Pädagog*innen zu sein?


Als Lösung des Problems haben wir zum Glück einen Baukasten an handlungsorientierten Tipps und Methoden an die Hand bekommen. Ein stetiger Begleiter waren die zehn Kriterien des guten Unterrichts von Hilbert Meyer (2018, S. 17f.).

So viel zur Theorie, lasst uns das doch mal anhand einiger Beispiele des Unialltags praktisch prüfen.

1. Klare Strukturierung des Unterrichts: In der Uni war uns nicht immer klar, ob der Titel der Veranstaltung zum Inhalt passt.
2. Lernförderliches Klima: Das war in der Uni gegeben, da wir uns gegenseitig respektiert haben und häufig eine spannende Diskussionskultur aufkam.
3. Inhaltliche Klarheit: Es war nicht immer klar, was in den Veranstaltungen gelernt werden soll. Die inhaltliche Klarheit wurde aber meist dann geschaffen, wenn Studierende kurz vor der Klausur zur Vorbereitung kamen und die Dozierenden mit Fragen bombardiert haben.
4. Sinnstiftendes Kommunizieren: Nicht immer waren Ansprechpartner*innen menschlich. Auch Handpuppen haben teilweise viel zu erzählen. Aber sinnstiftend waren diese Dialoge allemal.
5. Intelligentes Üben: Beim intelligenten Üben waren die Lernstrategien der Studierenden sehr verschieden. Für die einen war es sinnvoll vier Wochen vor der Klausur mit den Vorbereitungen zu beginnen. Für die Anderen war die beliebteste Lösung die Nacht durchzupauken und die Klausur hoffentlich irgendwie zu überstehen.

Aber am Ende haben wir es doch irgendwie geschafft. Den Master haben wir schließlich in der Tasche.

Meyers Kriterien scheinen doch ganz gut zu funktionieren.



Wie wir bereits angemerkt haben, steht unsere Rede im Zeichen des Problemlösens. Dass das in vielen verschiedenen Fällen im Laufe unseres Studiums gut geklappt hat, haben wir ja auch schon sehr anschaulich erzählt.

Mein Anliegen ist es daher – bei allen Dingen, die gut gelaufen sind und die uns mit Stolz und Freude erfüllen – auch ein paar Worte über die Probleme zu sagen, die wir nicht lösen konnten. Oder noch schlimmer: Probleme, die wir eigentlich lösen wollten, aber dabei nur noch schlimmer gemacht haben.

Denn jedes menschliche Verhalten ist zwar subjektiv problemlösend, aber eben nur *subjektiv* problemlösend...

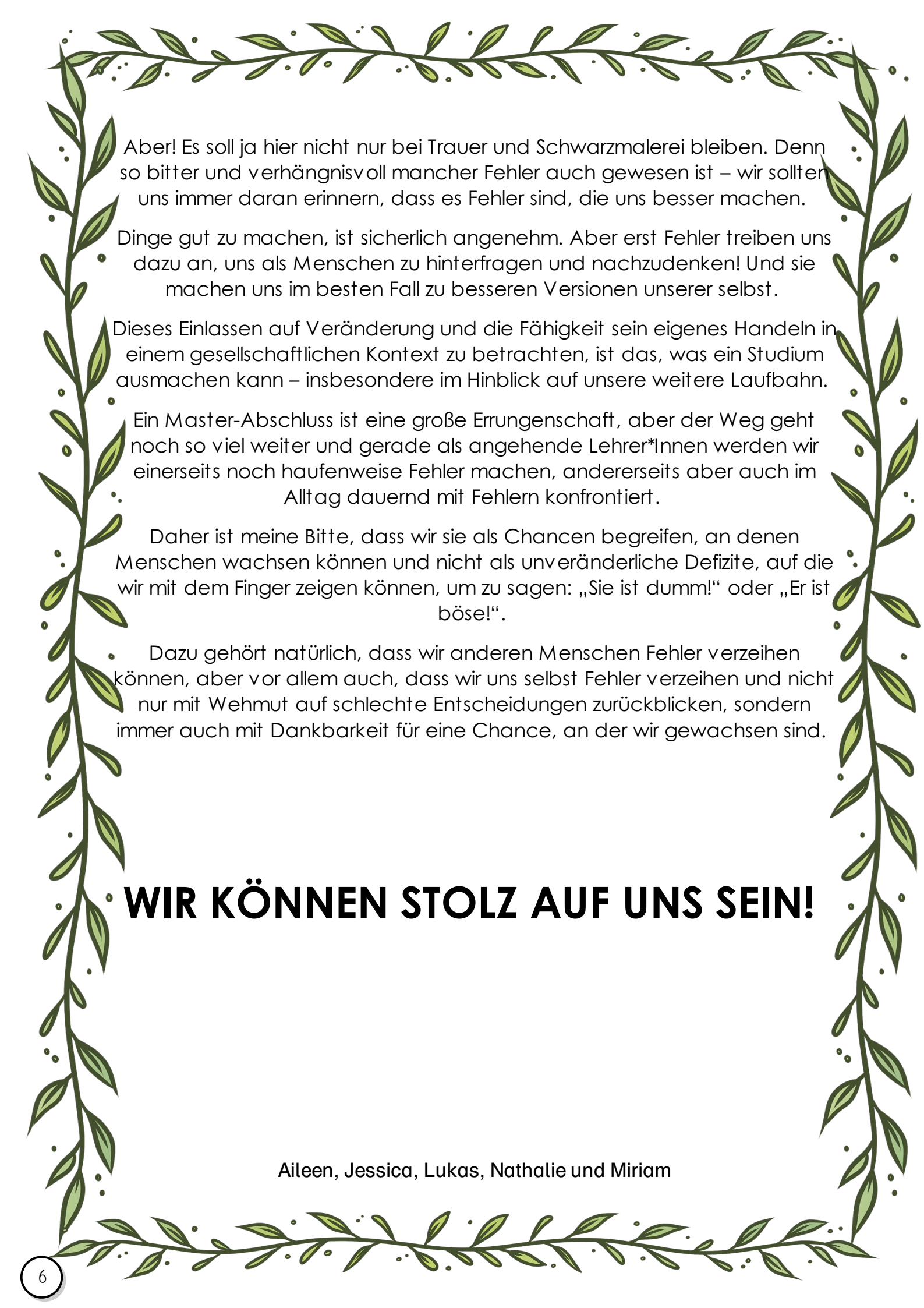
Das können einfache Dinge sein, wie z.B. eine Klausur, die man in den Sand gesetzt hat, weil man radikal auf Lücke gelernt hat oder eine katastrophale Präsentation, bei der man irgendwie neben sich stand und nichts lief.

Aber gut: Wofür gibt es Zweitversuche? Vergossener Hut, alter Schwamm, Milch drüber. Dass man dabei eventuell auch noch einen Drittversuch mitnimmt... Kann passieren. Nicht wahr Softwaretechnik I, wir verstehen uns...

Dass man jetzt über so etwas lachen kann, hat mehrere Gründe. Zum einen: Es ist ja am Ende trotzdem gutgegangen. Zum anderen: Solange man nur selbst von seiner eigenen Unzulänglichkeit betroffen ist, ist das nicht einmal halb so unangenehm als andere dabei noch mit in Schwierigkeiten zu bringen.

Falls mal jemand den USB-Stick mit der Präsentation für die gesamte Gruppe vergessen hat, oder das Plakat, das Arbeitsblatt, was auch immer... Ihr wisst, was ich meine.

Gerade zwischenmenschliche Probleme haben immer das Potenzial nicht nur kurzfristig, sondern von Dauer zu sein und wo in der Grundschule der Typ, der einem in der Pause unbedingt mit der Schuppe auf den Kopf hauen musste, am nächsten Tag trotzdem wieder der beste Freund sein konnte, sind Zerwürfnisse in den 20ern meistens endgültig.



Aber! Es soll ja hier nicht nur bei Trauer und Schwarzmalerei bleiben. Denn so bitter und verhängnisvoll mancher Fehler auch gewesen ist – wir sollten uns immer daran erinnern, dass es Fehler sind, die uns besser machen.

Dinge gut zu machen, ist sicherlich angenehm. Aber erst Fehler treiben uns dazu an, uns als Menschen zu hinterfragen und nachzudenken! Und sie machen uns im besten Fall zu besseren Versionen unserer selbst.

Dieses Einlassen auf Veränderung und die Fähigkeit sein eigenes Handeln in einem gesellschaftlichen Kontext zu betrachten, ist das, was ein Studium ausmachen kann – insbesondere im Hinblick auf unsere weitere Laufbahn.

Ein Master-Abschluss ist eine große Errungenschaft, aber der Weg geht noch so viel weiter und gerade als angehende Lehrer*Innen werden wir einerseits noch haufenweise Fehler machen, andererseits aber auch im Alltag dauernd mit Fehlern konfrontiert.

Daher ist meine Bitte, dass wir sie als Chancen begreifen, an denen Menschen wachsen können und nicht als unveränderliche Defizite, auf die wir mit dem Finger zeigen können, um zu sagen: „Sie ist dumm!“ oder „Er ist böse!“.

Dazu gehört natürlich, dass wir anderen Menschen Fehler verzeihen können, aber vor allem auch, dass wir uns selbst Fehler verzeihen und nicht nur mit Wehmut auf schlechte Entscheidungen zurückblicken, sondern immer auch mit Dankbarkeit für eine Chance, an der wir gewachsen sind.

WIR KÖNNEN STOLZ AUF UNS SEIN!

Aileen, Jessica, Lukas, Nathalie und Miriam